Achter Jahrgang Nr. 41 Bern, 27. August 1915

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis: Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von Arbeitervereinen, Blaukreuz- und christlichen Jünglingsvereinen, wenn direkt bei der Expedition bestellt, die Hälfte.

Redaktion: Otto Lauterburg, Bern Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

Von der Ueberfremdung.

Die Ueberfremdung ist ohne Frage ein wichtiges Problem für unser Volk. Einige Zahlen und Tatsachen genügen, um dies auch dem Gleichgültigen zu beweisen. Kein anderer Kulturstaat ist so stark mit Ausländern durchsetzt, wie die Schweiz. Vierzehnmal mehr Fremde wohnen bei uns als, im Durchschnitt angenommen, in den andern Ländern Europas. 13 Kantone hatten 1914 mehr als 10 % Fremde. Die Stadt Schaffhausen hatte ein Drittel, Lugano 55 %, Rorschach 45 %, Montreux 40 %, Bellinzona [illegible] %, Arbon 45 %, Mendrisio 53 %, Zürich [illegible] %, Basel-Stadt 35 %, Genf-Stadt 45 % Fremde. Von 1900 bis 1910 sind rund 50,000 Schweizer ausgewandert, dafür rund 150,000 Ausländer eingewandert. Von 1900 bis 1910 haben z. B. die Schweizerbürger im Kanton Glarus um 0,9 auf 1000 Seelen abgenommen, die Ausländer in der gleichen Periode um 60,9 auf 1000 Seelen zugenommen. Die relative Zunahme der Schweizerbürger betrug von 1900 bis 1910 in der ganzen Schweiz = 8,8 auf 1000 Seelen, diejenige der Ausländer 37,1 auf 1000 Seelen, das heißt viermal mehr.

Noch bedenklicher ist, daß es vielfach nicht die besten Ausländer sind, die in unser Land kommen. Im Jahr 1913 war die Kriminalität der Ausländer im Kanton Zürich die doppelte der Schweizer. Der Kantonspolizei wurden in diesem Jahre 2339 Landstreicher, Bettler und Dirnen zugeführt. Davon waren 1116 Schweizer und 1323 Ausländer.

Dafür sind die Ausländer diejenigen, welche unsre Armen- und Krankenunterstützung ganz außerordentlich in Anspruch nehmen. Hier einige Zahlen für den Kanton Zürich, der allerdings (wie Basel und Genf) ganz besonders schwer mit hülfsbedürftigen Ausländern belastet ist. Die Unterstützungen des Kantons Zürich für Deutsche betrugen: 1910 = 61,463 Fr., 1911 = 69,349 Fr., 1912 = 71,630 Fr., 1913 = [illegible],507 Fr. Im Jahre 1913 hat der Kanton Zürich für Spital, Arzt, Verpflegungskosten usw. ausgegeben: Für Schweizer 146,234 Fr., für Ausländer 189,734 Fr., also rund 44,000 Fr. mehr. Der Uebernahmeverkehr von Armen mit dem Ausland, namentlich mit Deutschland, läßt nach dem Bericht des Regierungsrates immer mehr zu wünschen übrig. Die Beiträge des Auslandes an unsere Auslagen für ihre Staatsangehörigen sind lächerlich klein. Für Italiener und Oesterreicher hat der Kanton Zürich im Jahre 1910 rund 60,000 Fr. ausgegeben, es sind ihm daran sage und schreibe [illegible] Fr. zurückvergütet worden! Von den enormen Leistungen der Gemeinwesen an Ausländer (Stadt Zürich) wollen wir gar nicht reden.

Inwiefern bietet die „Ueberfremdung" für uns eine Gefahr? Nicht zu leugnen ist, aber oft übersehen wird, daß unter den Fremden, die zu uns kommen, viele wertvolle Elemente sind, von dem wackern, nüchternen, italienischen Straßenarbeiter bis zum Universitätsprofessoren. Vielleicht dürften unsre Nationalisten auch darüber sich besinnen und davon mehr sprechen. Gefährlicher wird die Sache, wenn Ausländer mit ihrer oft unanständigen und unsittlichen Bedürfnislosigkeit zu Preisdrückern in der Industrie werden, wovon besonders die Textilarbeiter ein Lied zu singen wissen. Auch soll von nationalistischen ausländischen Verbänden der Versuch gemacht werden, ganze wirtschaftliche Gebiete in ihre Hand zu bekommen; so habe ich mir sagen lassen, daß mit Hilfe des alldeutschen Verbandes fast das gesamte Coiffeurgewerbe in der Stadt Zürich in deutsche Hände gekommen sei. Auch die natürliche Neigung minderer Elemente, in der Fremde, wo man nicht kontrolliert ist, sich gehen zu lassen und die sittlich laxe Anschauung und Praxis der Weltstädte auf unsre Städte zu übertragen, ist ein arges Uebel. Davon leiden z. B. Genf und Zürich in erheblichem Maß.

Aber die politische Gefahr! Diese wird vielleicht überschätzt. Wir sind doch wirtschaftlich und geographisch in einer ganz andern Situation, als die ehemaligen Burenrepubliken. Wir haben keine Diamantfelder und Goldbergwerke, die eine Macht locken könnten. Und weil wir viele Fremde aus allen Nationen haben und von Natur schon sehr gastfreundlich sind, sind auch politische Konflikte mit einer einzelnen nicht leicht möglich. Unsre Nützlichkeit als unabhängiger und neutraler Staat hat sich im gegenwärtigen Krieg überdies genügend bewährt. Wir können also ohne sorgengerunzelte Stirn und mit Gemütsruhe dem Problem der Ueberfremdung nahe treten. Dabei ist zu wünschen, es möchte die Frage möglichst weite Kreise beschäftigen und nicht etwa nur Gegenstand der Debatte für die „Helvetische Gesellschaft" sein, die bis jetzt sich als nicht viel mehr denn als ein politisch und wirtschaftlich ziemlich konservativer Disputierklub erwiesen hat.

Auch die Gründung einer „Liga gegen die Ueberfremdung" würde schwerlich zum Ziel führen. Eine solche würde der Sammelpunkt zu vieler borniert-nationalistischer Elemente, die mehr schaden als nützen. Zudem würde eine Liga mit einem ausgesprochen negativen Arbeitsprogramm mit Recht weitverbreitetem Mißtrauen begegnen. Entschieden wenden müssen wir uns auch gegen jeden Versuch, unsre Hülfsarbeit für die unterstützungsbedürftigen Ausländer im geringsten einzuschränken. Gewiß, wir sollen auf bessere gegenseitige Verträge mit dem Ausland dringen, darauf dringen, daß zum mindesten Gegenrecht gehalten und unsre Kosten für Angehörige anderer Staaten viel besser rückerstattet werden. Gewiß, wir wollen auch gegen leichtsinnige und betrügerische Elemente mit pädagogischer Strenge, ja gelegentlicher Härte vorgehen — aber die unterstützungsbedürftigen Ausländer sollen es bei uns nicht schlechter haben, als die eigenen Volksgenossen. Unsre Fremden sind ja doch schließlich nicht einfach alle Schmarotzer und Faulenzer, sondern helfen uns unser Nationalvermögen mit Kopf und Hand mehren; so haben die, die in Not geraten, auch ein Anrecht auf unsre Hülfe. Und wenn wir Schweizer den Ruf haben, daß wir besonders mitleidig, barmherzig und gütig sind, so wollen wir durch nationalistische Knauserigkeit diesen Ehrentitel, der für unsre Unabhängigkeit mindestens so viel wert ist wie unsre Armee, nicht verscherzen.

Das schließt nicht aus, daß wir mit ganzer Energie verbrecherische Elemente dem Land zuweisen, aus dem sie zu uns gekommen sind und das die Mitschuld an der Verkommenheit der Unglücklichen trägt. Es ist doch einfach eine Schildbürgerei — oder soll man eher, im Gedanken an den bekannten Vers sagen: „Pinschgauerei" — wenn z. B. im Jahr 1913 132 Ausländer, davon 54 Zuhälter, Sittlichkeitsverbrecher und Raubdirnen nur aus dem Gebiet des Kantons Zürich ausgewiesen worden sind!

Ein kleines aber gutes Mittel gegen Ueberfremdung wäre es, wenn unsre Jugend sich wieder mehr dem Handwerk zuwenden wollte. Leider drängt jetzt alles zur Sekundarschulbildung oder wird von den Eltern dahingedrängt und dann halten sich die Bürschchen und Fräuleins für zu vornehm für irgendwelche gröbere Handarbeit in Haus und Werkstatt und es müssen Ausländer hereingezogen werden. Dieser dumme Stolz kann nicht genug von allen zur Erziehung der Jugend Berufenen bekämpft werden!

Ueber die Zwangseinbürgerung ist schon viel geredet und geschrieben worden; sie wird auch kommen müssen. Schade, daß wir sie nicht schon lang eingeführt haben. Sie wird nach dem Krieg erheblich erschwert werden, da jeder Staat sehr darauf bedacht sein wird, seine Landeskinder zu behalten. Aber auch für uns wird die Frage voraussichtlich nach dem Krieg nicht mehr so brennend sein, was aber kein Grund sein darf, sie auf die lange Bank zu schieben.

Der beste Schutz gegen die „Ueberfremdung" wird merkwürdiger- und bezeichnenderweise wenig besprochen: Daß unser Volkskörper seelisch und leiblich so gesund sein soll, daß er auch durch minderwertige Fremde nicht infiziert werden kann und daß er ein so kräftiges eigenes Leben habe, daß er ausländische Elemente sich zu seinem eigenen Nutzen assimilieren kann. Wenn wir wirkliche Demokraten sind, wenn wir nach den Worten eines wahren Volksfreundes unsern Beruf begreifen und durchführen, den Beruf, „ein Volk darzustellen, bei dem in allen Schichten und in allen Gliedern der Gedanke an das Ganze, das Gefühl der Verantwortung für das Ganze lebt, ein Volk, das in seinen Gesetzen und Einrichtungen von der Absicht geleitet ist, seine Bürger zur sittlichen Freiheit und Selbständigkeit zu erziehen, ein Volk, das nicht bloß gegen Uebergriffe fremder Staaten seine Freiheit eifersüchtig wahrt, sondern sich auch gegen die Knechtschaft des Mammons, der Genußsucht, der Verweichlichung, der Zuchtlosigkeit in seinem eigenen Bereiche tapfer er-

hebt, — wenn wir unsre freiheitlichen Institutionen benützen und die lange Zeit des Friedens, die Gott uns schenkt, um in Werken der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit voranzuschreiten und der Welt den Beweis zu liefern, daß in der Luft der Freiheit ein Volk am besten gedeiht" — dann brauchen wir vor der „Ueberfremdung" keine Angst zu haben, weil wir stark genug sind, uns sittlich zu behaupten und die sittliche Tüchtigkeit ist immer und überall die solideste Grundlage der politischen Selbständigkeit gewesen. S.

Umschau.

Wie von gewissen Subjekten durch **den Krieg Geld verdient wird,** zeigt ein Beispiel aus dem deutschen Reich für viele, das die „Soziale Praxis" mitteilt:

Die „Kaufleute" Buhrbank und Karfunkelstein, die gemeinsam „gearbeitet" hatten, waren in Streit geraten, Beleidigungen gingen hin und her, schließlich kam es zur gerichtlichen Klage, und bei der Verhandlung wurde nun aufgedeckt, „wie's gemacht wird":

Nachdem ein Zwischenagent, der weiter nichts als ein einfaches Telefongespräch geführt habe, für diese „Arbeit" 4000 M im Handumdrehen verdient habe, habe der Privatankläger für Tornister, für die er selbst einem anderen Agenten 39 M angeboten habe, von der Heeresverwaltung 48 M verlangt und erhalten, so daß er, ohne einen Pfennig eigenes Geld dabei zu riskieren, bei der Lieferung von 10,000 Stück an einem Tage 90,000 M verdient habe. Die eigentlichen Fabrikanten, die etwa 20 M für das Stück von den Agenten erhalten hatten, habe man in diesem Prozeß überhaupt nicht zu sehen bekommen. Die Verhandlung habe, wie der Vorsitzende ausdrücklich betonte, ergeben, daß es Kreise gibt, welche die augenblickliche Lage Deutschlands dazu benutzen, sich in einer durch nichts gerechtfertigten Weise zu bereichern und ganz erhebliche Vermögen zu verdienen. Zu diesen Leuten gehören beide Parteien, die beide wegen Beleidigung Geldstrafen erhielten.

Mit Recht sagt dazu die Köln. Ztg: „Nach unserer Meinung genügt es nicht, derartige Wuchergewinne mit einer nachträglichen Steuer zu belegen; eine Steuer soll auch den anständigsten Lieferanten und den reellsten Gewinn treffen, wenn er eine gewisse Höhe überschreitet. Gewinne, wie sie Herr Buhrbank und Herr Karfunkelstein gemacht haben, gehören vor den Stuhl des Strafrichters. Sie erfüllen die Bedingungen, unter denen der Wucherparagraph des Strafgesetzbuchs angewandt werden kann. Wer sich nicht gescheut hat, in den ersten Wochen des Krieges, als die Militärverwaltung sich auf jede Weise und um jeden Preis das zum Kriegführen Nötige beschaffen mußte, diese Lage auszubeuten, gegen den sollte jede gesetzliche Handhabe gebraucht werden. Und wenn diese Handhabe noch nicht da ist, dann verlangen jetzt die Zeitumstände, daß man sie schafft." —

Unsinnige Riesengewinne. Wie die Bern. Volkszeitung berichtet, verteilte die Automobilfabrik Ford in Detroit (U. S. A.) dieses Jahr eine **Dividende von 2400 Prozent.** Der Reingewinn beträgt 48 Millionen Dollars. Vor diesem Wucherprofit sind selbst die Leiter der Gesellschaft so erschrocken, daß sie beschlossen, jedem, der ihnen im verflossenen Jahr ein Auto abgekauft hat, 50 Dollars zu schenken, zusammen 17 Millionen Dollars. Die Gesellschaft ist vor 10 Jahren mit einem Kapital von bloß 100,000 Dollars gegründet worden. Heute beträgt das Kapital 2 Millionen Dollars und soll nun (ohne faktische Neueinzahlung) durch bloße Höherschätzung der Aktien auf 100 Millionen gebracht werden.

Vom Zwischenhandel. Im Tagblatt der Stadt Zürich steht folgendes Inserat:

Zu verkaufen:
Familien-Existenz.

In Zürich: Altbekanntes, prima Milch-, Käse- und Buttergeschäft mit 2 Läden (Filiale) und zirka 800 Liter täglicher, prima Laden- und Straßenkundschaft (Detail). Verdienst per Jahr zirka 20,000 Fr. Alles laut Bücher und Fakturen nachweisbar, trotz Kriegszeit. —

Wie Preise gemacht werden. Darüber schreibt ein österreichisches Arbeiterblatt: Fürst Schwarzenberg hatte kürzlich als Großgrundbesitzer in Böhmen seine Obsternte zu vergeben. Der Preis hiefür war mit rund 116,000 Kronen angeschlagen. Die werbenden Händler trieben den Preis durch gegenseitiges Ueberbieten auf 158,000 Kronen hinauf. Sicherlich waren schon in den 116,000 Kronen der bürgerliche Gewinn ausreichend in Berechnung gezogen worden. Die Händler vermehrten diesen noch um 42,000 Kronen. Die Händler wollen natürlich auch noch ihre 50 bis 100 Prozent haben. So werden Lebensmittelpreise gemacht. —

Bekämpfung des Alkohols in verschiedenen Staaten. Norwegen hat in den letzten drei Jahren unter anderem folgende Neuerungen eingeführt: Besteuerung des Bieres nach dem Alkoholgehalt, jährliche Zuschüsse zu einem der Bekämpfung des Alkoholhandels gewidmeten Grundstock, Verbot des Alkoholverkaufs auf militärischen Uebungsplätzen und in Festungen, ebenso zur Zeit von Truppenansammlungen zu Wasser oder zu Land, Verbot des Alkoholgenusses in Eisenbahnabteilen. Die Beiträge an alkoholgegnerische Vereine sind von 20,000 Kronen auf 30,000 erhöht worden. In 12 Städten ist der Branntweinausschank nach dem Samlagsystem durch Abstimmung abgeschafft worden. — Dänemark hatte 1914 auf 2,9 Mill. Einwohner 182,020 erwachsene Abstinenten, das sind 9 auf 100 (Deutschland kaum 1 auf 100). — Island hat seit 1. Januar 1915 ein völliges Alkoholverbot. — Finnland hatte unter dem Einfluß des Branntweinverbots im September 1914 nur 444 Verhaftungen wegen Trunkenheit gegen 2185 im gleichen Monat des Vorjahres. Die übrigen Vergehen sind im August um 50%, im September um 48,8% gegen das Vorjahr zurückgegangen. S.

Von den Propheten Israels.

(Das Christentum und die soziale Krisis I.)
Von W. Rauschenbusch.

4. (Fortsetzung.)

6. Der soziale Geist des Gesetzes.

Die ganze Kraft der humansozialen Auffassungen in Israel kann nur ermessen werden, wenn wir „das Gesetz" in unsere Betrachtung hineinziehen. Wenn wir uns dem Gesetze zuwenden, wenden wir uns deshalb nicht von den Propheten ab.*

Das Gesetz anerkannte natürlich die gegebenen Gewohnheiten und Einrichtungen der uralten orientalischen Zivilisation, wie Sklaverei, Vielweiberei und Blutrache. Insoweit es diese Institutionen förmlich billigt, sinkt es unter den Standpunkt unserer anerkannten Menschenrechte. Sein allgemeiner Charakter und seine Absicht, seine Rücksichtnahme auf die Rechte des Armen, sein zartes und feines Gefühl für dessen Selbstachtung sind so edel, so rein menschlich, daß man die sozialen Züge des hebräischen Gesetzes nicht ohne ein Gefühl von Teilnahme und Bewunderung studieren kann. Mit seinem Scharfblick für die Bedürfnisse des kleinen Mannes, mit seinem warmen frommmenschlichen Mitgefühl übertrifft es weit die lückenhafte Schutzgesetzgebung unserer Tage. Wir können neben ihm nur in wenigen Punkten glänzen.

Das Land gehörte Jehovah, dem Volksgott und damit der Gemeinschaft. Es war nicht Eigentum des Einzelnen, sondern des Stammes und der Familie. Es bestanden verschiedenartige Vorkehrungen, den Familien das Stammgut der Ahnen zu erhalten, und jeder dauernden Veräußerung desselben vorzubeugen. Mußte unter dem Drucke eines Notstandes Land verkauft werden, dann konnte man es unter günstigen Bedingungen wieder zurückkaufen. In einem ackerbautreibenden Gemeinwesen, ehe die Maschine zum Betrieb desselben eingeführt wurde, ist das Land das bei weitem wichtigste Produktionsmittel. Es ist eines der höchsten Probleme der Staatswirtschaft, die Bevölkerung gleichmäßig über dasselbe hin sich verpflanzen und Wurzel fassen zu lassen. Wo das Land den Menschen, die es bestellen, angehört, da findet man Gesundheit und Kraft. Ist es dagegen das Eigentum des Reichen und wird infolge dessen von heimatlosen Landarbeitern bestellt, dann wird es dem Volke zum Fluch. Alle Vorsichtsmaßregeln des hebräischen Gesetzes waren in dem Sinne getroffen, sich gegen die Trennung von Volk und Land zu stemmen, einerseits suchten sie die Zunahme großen Landbesitzes und einer landbesitzenden Aristokratie, andererseits das Ueberhandnehmen eines heimatlosen Proletariates zu verhindern. (Leviticus 15.)

Alle sieben Jahre mußten die Felder brach liegen und ihr ungepflegter Ernteertrag sollte Gemeingut Aller sein, gleich den Beeren, die bei uns am Wegrand oder in den Wäldern reifen. (Leviticus 25, 1—7. Exodus 23. 11. Natürlich hatten die Armen den größten Vorteil von diesem Allen zum Genuß gebotenen Imbiß. Wurden Korn, Trauben und Oliven eingeheimst, dann hatte der Arme das Recht auf die Nachlese und dem Besitzer ward verboten, es beim Einernten des Getreides mit der Aehrenlese genau zu nehmen, oder bei Reben und Fruchtbäumen Nachlese zu halten. (Deuter. 24, 19—22. Levitius 19, 9—10 und 23, 22.) Ein Hungriger, der durch die Felder schritt, durfte ungehindert Korn und Frucht genießen. (Deuter. 23, 24—25.) Diese Vorsorge entstammte ohne Zweifel alten Sitten, die ihrerseits Ueberbleibsel aus den Zeiten des Kommunismus im Lande waren, eine schwache Erinnerung, daß die Gesamtheit Rechte auf das Land hatte, die die Rechte des eigentlichen Besitzers beschränkten. Dieses Anrecht des Hungernden sich selbst zu helfen ist jedoch nicht zu vergleichen mit der Münze, die man aus Mitleid dem Bettler zuwirft. Es war ein Anspruch auf gemeinsamen Besitz, es war sein Recht. Zwischen diesen zwei Arten besteht ein fundamentaler, sittlicher Unterschied.

Mit Sonnenuntergang mußte dem Arbeiter sein Lohn bezahlt werden. (Deuter. 24, 14—15. Leviticus 19, 13.) Daraus ersieht man, wie wichtig die prompte Auszahlung der Löhne ist, für welche die moderne Arbeitsgesetzgebung zu kämpfen gehabt hat. Die Absicht, die in der Forderung des Achtstundentages und frühen Geschäftsschlusses liegt, für deren Ausführung gegenwärtig alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, ist in dem Gesetz vom Sabbat auch verkörpert. Der Dekalog verleiht in diesem Gesetz allen denjenigen, deren Arbeitskraft am meisten in Gefahr stand ausgebeutet zu werden, seinen besondern Schutz: den Sklaven, den fremden Einwanderern und den Lasttieren. Weil es nun einmal so ganz in der menschlichen Natur liegt, daß der haushälterische Farmer seine Dienstleute zur Arbeit treibt, indeß er selbst sich zur Ruhe begibt, werden eben diese im Gesetze noch besonders erwähnt. Die älteste Form des Sabbatgesetzes ist die humanste von allen: „auf daß dein Ochse und Esel ruhen, und deiner Magd Sohn und Fremdling sich erquicken." (Exodus 23, 12. Kautzsch übersetzt es schön: „einmal aufatme".) In einem nicht vom Kapital beherrschten Gemeinwesen wurde gewöhnlich nur dann ein Darlehen verlangt, wenn einer Not abzuhelfen war, und deshalb wurde auch aus eines Nachbars Notdurft kein Vorteil gezogen zu eigenem Nutzen. Zins zu fordern war verboten, so daß die eine Schuld nicht noch

---

* Es stehen sich in der wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung hier zwei Ansichten gegenüber: Nach der einen wäre das gesamte Gesetz vor den Propheten vorhanden und gültig gewesen; nach der andern, unserer Ansicht nach richtigen, ist nur ein sehr kleiner Teil des Gesetzes sehr alten Ursprungs; der Hauptteil, speziell das Deuteronomium, wäre ein Ausdruck der prophetischen Gedanken und Anregungen. Die Frage, ob das Gesetz die Propheten, oder die Propheten das Gesetz geschaffen haben, ist für unsere Darstellung insofern von geringem Belang, als jedenfalls zwischen beiden, Gesetz und Propheten, ein enger geistiger Zusammenhang besteht.

größere Schulden zur Folge haben konnte. Auf diese Weise wurde auch der Tendenz auf Ungleichheit in dem beweglichen Kapital entgegen gearbeitet. Wenn ein Israelite durch Schuld oder Unglück der Sklave eines andern wurde, war er kein Paria, sondern wurde immer noch wie ein zur Familie gehörendes Glied behandelt und hatte das Recht an den Familienfesten teilzunehmen. Seine Knechtschaft war nicht von Dauer, und wenn der Termin abgelaufen war, sollte er mit Geschenken beladen von dannen ziehen, auf daß ihm die Möglichkeit geboten wurde, sich von nun an selbständig durchbringen zu können. Einem flüchtender Sklaven mußte man Schutz gewähren. In Israel gab es kein „Gesetz für die Sklavenflucht", und in seiner Geschichte findet sich kein Protokoll über einen Sklavenaufstand. Die Sklaverei war da keine „brennende Frage". (Deuter. 15 und 23, 15—16).

So zeigt das Gesetz, gleich der Predigt der Propheten, eine in die Augen fallende Sympathie für die ärmeren Klassen und eine absolute Achtung vor ihrer menschlichen Gleichstellung. Die Selbständigkeit des Armen war ihm heiliger als das Gut des Reichen. In dieser fundamentalen Stellungnahme besteht ein großer Unterschied zwischen dem hebräischen und dem römischen Gesetz, welch letzteres in einem despotischen Staate formuliert wurde unter der offenkundigen Monopolisierung des Reichtums, und das in hohem Maße für die übertriebene Hochachtung vor dem Eigentumsrecht des Privatbesitzes in unserer westlichen Zivilisation verantwortlich gemacht werden muß.

Einige der Gesetze sind lediglich Ideale geblieben. Das Jubeljahr bezweckte eine allgemeine Aufrüttelung der Verhältnisse und eine dadurch hervorgebrachte neue Ordnung, je nach Ablauf von fünfzig Jahren. Es ward eingeführt um dem Sklaven die Freiheit, dem Bauer seinen Landbesitz wiederzugeben und diejenigen Familien die durch irgend einen Fehltritt in einen Abgrund geworfen worden waren, wieder auf den Sattel zu heben. (Leviticus 25, 8—17, 47—55.) Wir wissen, daß dieser schöne Plan ein utopischer blieb, dem selbst der nachexilische Eifer für das Gesetz keine Beachtung schenkte. Andere Gesetze beseitigten die Ruchlosigkeit des Starken. Wahrscheinlich wurden nur diejenigen im eigentlichen Sinne ausgeführt, die fest auf altem Gebrauche gegründet waren. Jedenfalls aber waren es die Ideale des sozialen Lebens, die in den Bessern im Volk lebten.

Deutsch und Welsch.

Wie die deutschen Schwerverwundeten in Genf empfangen wurden, erzählte eine Krankenschwester im „Berner Tagblatt". Sie beschreibt die Abfahrt von Lyon:

„Um 2 Uhr pünktlich stehe ich in meinem Wagen. In einem großen Reisekorb sind frische Bettücher bereit, und in einer halben Stunde sind auch die Betten wieder frisch und einladend zum Empfang bereit. Bald fängt nun auch wieder ein reges Leben an vor unserm Zuge. „Le train des allemends", so heißt es laut und leise, und eine Volksmenge sammelt sich an in den großen Bahnhofhallen. Aber ganz ruhig und ohne jegliche Störung läuft alles ab. Eine Tragbahre um die andere erscheint und wird sorgfältig vor dem Zuge abgestellt. Wieder unsere Schutzbefohlenen! Mit großem Stolz und Freude kommt es mir zum Bewußtsein, daß ich eine Schweizerin bin und vereint mit meinem Vaterlande etwas tun darf für unsere lieben, unglücklichen Brüder. Erwartungsvolle Augen sehen uns an, als wollten sie sagen: Werden wir's wohl gut haben unter euren Händen? Nun kommt wieder die Einquartierung. In kurzer Zeit sind meine 16 Betten besetzt; mit strahlenden Gesichtern liegen auch die Deutschen da, geht es doch der Heimat zu! „Ach Gott, Schwestern, Ihr sprecht Deutsch, nun ist alles gut, wir sind in deutschen Händen!" so rufen die Armen. Punkt halb 5 Uhr nachmittags (französische Zeit) setzt sich der Ambulanzzug in Bewegung. Draußen in den Straßen und an den Bahnhöfen stehen wieder große Volksmengen und winken dem abziehenden Zuge ein stilles „Lebewohl" zu. In meinem Wagen wieder die gleiche freudige Erregung. „Ach Gott, ist es denn wahr? Sind wir erlöst? Wann sind wir auf Schweizerboden?" Die gleich dringende Frage. „Kinder, wir sind in der Schweiz!" heißt es auch hier auf einmal, und lautes Jubeln beginnt.

In Genf erwartet uns eine große Ueberraschung. Eine Riesenmenge erwartet uns mit begeisterten Hurrarufen und Blumen. Wir haben 25 Minuten Aufenthalt. Nun fängt ein reges, emsiges Leben an. Das Rote Kreuz in Genf hat die Erlaubnis, in die Wagen zu kommen. Meine lieben Patienten wissen nicht, wie ihnen geschieht. Es regnet nur so von Gaben, zum Fenster herein, zur Türe herein, herrliche Rosen, Nelken, Früchte, Zigaretten, Süßigkeiten, ganze Bände der neuesten deutschen Zeitungen. Den Kranken wird eine kräftige Suppe serviert, ein jeder bekommt eine Flasche Wein dazu. Die Betten sind wieder bedeckt mit Geschenken. Die Soldaten wissen bald nicht mehr, wohin mit der Freude, und zum zweiten gefüllten Sack kommt der dritte. „Ist denn Weihnacht in der Schweiz?" frägt mich ein vor Glück strahlender junger Schwarzwälder; „nein aber auch, die Schweiz, die Schweiz, wie ist die lieb!" Ich habe alle Hände voll zu tun, um all die vielen Schätze einzupacken, denn sie wollen alles, alles mitnehmen zum Andenken an den unvergeßlichen Tag, wie ein großer Württemberger feurig sagt. An allen größeren Bahnhöfen regnet es nur so von Liebesgaben, und meine braven Pfleglinge wiederholen immer wieder den gleichen Satz: „Aber Schwester, warum haben Sie uns denn nichts von der großen Ueberraschung gesagt?" In einem Wagenabteil habe ich lauter Schwarzwälder und Württemberger; da geht es besonders lustig zu, ein Lied löst das andere ab. „Die Vöglein, die singen so wunderschön, in der Heimat, in der Heimat, da gibt es ein Wiedersehn!" so klingt es in einem fort. . . ." —

Dieser Bericht erhält eine Bestätigung von einem Deutschen, der, wie er der „Frankfurter Zeitung" erzählt, Gelegenheit hatte mit seinen schwerverwundeten Landsleuten zu sprechen. Sie waren einstimmig, daß Begrüßung und Behandlung, die sie in der französischen Schweiz erfuhren, auch Franzosen gegenüber unmöglich herzlicher hätten sein können.

* * *

Ein Neuenburger Professor schrieb aus Adelboden der „Suisse Libérale": „Basler, Zürcher, Berner, Genfer, Neuenburger sind wir im Hotel. Alle haben den ernsten Wunsch, sich näher zu kommen und zu verstehen. Das haben wir glänzend erreicht. Schon nach einigen Tagen ist die Hülle gesprungen, und die Innerlichkeit zu ihrem Recht gekommen, ein Band wahrer Zuneigung verbindet uns, und wir sehen mit Bedauern den Tag der Abreise kommen". Sie hätten, fährt der Schreiber fort, einen eindrucksvollen ersten Augustabend, ohne jedes Trallala, erlebt, ohne jeden Mißton und ohne jedes Gefühl, einander fremd zu sein.

Die Wohnung als Grundlage des Familienlebens.

Einem Vortrag in Düsseldorf hat Friedrich Naumann folgende Sätze zugrunde gelegt:

1. Ein gesundes, kinderschaffendes und kindererhaltendes Familienleben ist die Grundlage des wirtschaftlichen Fortschritts und der politischen Macht der Nation.

2. Das Sinken der Geburtsziffer folgt wesentlich aus dem Mangel an Platz für kinderreiche Familien. Dieser Mangel an Platz ist eine Begleiterscheinung der übermäßigen Preissteigerung konzentriert gebauter Stadtteile.

3. Die Kindersterblichkeit ist in ihrem heutigen Umfang kein naturnotwendiger Vorgang.

4. Außer den allgemeinen Gründen, die in Armut und Unbildung liegen, ist ein Hauptgrund der Kindersterblichkeit der Mangel an Luft und Sonne in den Ein- und Zweizimmerwohnungen eng bebauter Stadtgebiete.

5. Da die Wohnungsfrage ein Stück der allgemeinen Volksentwicklung ist, läßt sie sich nicht ohne Hebung der Arbeiterklasse im Ganzen einer Lösung entgegenführen.

6. Die nächsten Forderungen sind Beförderung der Dezentralisation des Wohnens und Einführung weiblicher Wohnungsinspektorinnen.

Der „Schweizerische Fürsorgeverein für Taubstumme",

gegründet 1911, dehnt sich erfreulich aus, auch seine Aufgaben und Arbeiten haben sich vermehrt. Seinem soeben erschienenen Bericht über das Jahr 1914 sei folgendes entnommen: Der Verein zählt 7 kantonale Sektionen, dazu noch die ganze welsche Schweiz und 11 Kollektivmitglieder, darunter 4 Kantone. Zentralpräsident ist Oberrichter Ernst in Bern, Vizepräsident: Prof. Dr. F. Siebenmann in Basel, Kassier: Dr. Isenschmid in Zürich, Carmenstr., und Zentralsekretär: Eugen Sutermeister, Gurtengasse 6 in Bern. Durch eine Totalrevision der Statuten erhielten die Sektionen absolute Selbständigkeit. Als Hauptaufgabe für die Gegenwart betrachtet der Verein die Gründung eines Männer-Taubstummenheims, als Gegenstück zu dem bereits bestehenden „Hirzelheim", dem Taubstummenheim für Frauen in Regensburg.

Der Krieg brachte dem Verein natürlich auch stark vermehrte Fürsorgearbeit und wies überdies dem Zentralbureau ein schönes internationales Friedenswerk zu: die Vermittlung von Korrespondenzen ausländischer Taubstummer und ihrer Angehörigen in Belgien, Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich und Italien. Von literarischen Arbeiten des Zentralsekretärs seien u. a. erwähnt: das große Originalwerk „Die schweizerischen Taubstummen-Anstalten und -Heime in Wort und Bild", mit 230 eigenen photogr. Aufnahmen, und die instruktive Abhandlung „Charakterfehler der Taubstummen, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung". Das Vereinsorgan, die „Schweizerische Taubstummen-Zeitung", gewinnt von Jahr zu Jahr nicht nur unter den Taubstummen, sondern auch Taubstummenfreunden immer mehr Leser; an bedürftige Taubstumme wird sie gratis abgegeben, wofür jeweilen die Kantone aufkommen. Die Zentralbibliothek für das schweizerische Taubstummenwesen umfaßt einige hundert, zum Teil seltene Fachschriften; ihre Benützung ist für jedermann unentgeltlich. Interessant ist auch der Anfang eines „Schweizerischen Taubstummen-Museums", das einschlägiges Unterrichtsmaterial, Tabellen, Hörapparate, Kurpfuscherei-Artikel, künstlerische Erzeugnisse Taubstummer u. dgl. sammelt. Ueber die Arbeit in den Kantonen, die im Bericht einen großen Raum einnimmt, kann hier nur so viel gesagt werden, daß im Verborgenen wahrhaft Erstaunliches und viel Erfolgreiches geleistet wird in geistiger, sittlich-religiöser und sozialer Fürsorge. Es ist eine ganze, eigentümliche Welt für sich, von der nur wenige eine Ahnung haben. Interessenten können den Bericht vom Zentralbureau des Vereins in Bern gratis erhalten. Der Leser wird den Eindruck bekommen, daß sowohl durch die Bildung dieser Viersinnigen in den 15 Anstalten als auch die spätere Fürsorge für sie durch die kantonalen Vereine die Armenbudgets außerordentlich entlastet und dem Staat, der menschlichen Gesellschaft viele brauchbare Bürger zugeführt werden, die ohne das alles nur lästige Schmarotzer geworden wären. Der Kassenbericht verzeigt an Einnahmen Fr. 12,501.95 und an Ausgaben Fr. 7781.01. Für Gründung und Betrieb des oben genannten interkantonalen und interkonfessionellen Männer-Taubstummenheims hat eine Spezialkommission schon ernsthafte Schritte getan. Menschenfreunde werden gebeten, bei Vermächtnissen, bei Trauer- oder Festanläßen oder auch sonst ebenfalls dieses schweizerischen Taubstummenheim-Fonds gedenken zu wollen (Postcheck-Konto VIII, 4012, Dr. Isenschmid, Zürich). Willkommen sind außer Gaben in bar auch Staniolabfälle (sog. Silberpapier) und gebrauchte Briefmarken jeder Sorte und in jeder Anzahl (unsortiert und unabgelöst, d. h. mit Papierrand abgeschnitten oder abgerissen), die an das Zentralbureau in Bern, Gurtengasse 6, erbeten werden.

Kirchengehen.

Es war ein Mann, ein tüchtiger und aufrechter Mann, fleißig und arbeitsam in seinem Gewerb, treubesorgt und liebevoll in seiner Familie, ehrlich und pflichtgetreu in seinem bürger-

lichen Leben. Wer ihn kannte, sah auf ihn mit Respekt; man wußte, daß man sich auf ihn verlassen konnte. In seiner Stellung zur christlichen Kirche hatte der Mann eine seltsame Wandlung durchgemacht. Als Knabe und junger Mensch hatte er sich regelmäßig zur Kirche gehalten und war in jedem Sonntagsgottesdienst gewesen. Dann war in seinem Leben eine Zeit gekommen, da man ihn nur selten in der Kirche sah. Später wurde er wieder ein eifriger Besucher der Predigt. Woher kam das? Es ist nicht etwa zu erklären mit dem Gerede, das man etwa hört, die Kirche ist eben für Kinder und alte Leute, ein Mann in der Kraft seiner Jahre braucht sie nicht, denn dieser Mann war noch kein alter gebrechlicher Greis, als er den Weg zur Kirche wieder fand, sondern stand in voller Kraft, anfangs der Dreißig, als sich die Veränderung in seinem Leben vollzog. Woher kam das? Warum hatte er als junger Mensch die Kirche besucht? Warum sie dann eine Weile gemieden? Warum kehrte er zu ihr zurück? Die erste Frage ist am leichtesten zu beantworten. Als Knabe ging er zur Kirche, weil er in einer Familie aufwuchs, da man fest an der althergebrachten Sitte hielt. Und zu dieser Sitte gehörte, daß allsonntäglich mindestens eins von der Familie zur Kirche ging. Oft freilich gingen auch mehrere, Vater und Mutter; wenn aber die Erwachsenen keine Zeit zu haben glaubten, oder wirklich keine Zeit hatten, wurden wenigstens die Kinder geschickt. Schon früh, schon in einem Alter, da sie von der Predigt nichts verstehen konnten. Da war's wohl für den lebhaften Buben keine Lust, still zu sitzen und die Rede anzuhören, die größtenteils über seinen Kopf weg ging. Er wäre oft lieber zu Hause geblieben; aber das gab's nicht; die Mutter, die nicht recht wußte, was am Sonntag Morgen mit den Kindern anfangen, sagte: „Die Kinder gehören in die Kirche“ und er mußte gehen.

Wenn ihm nicht, wie manchem andern, durch dieses erzwungene Kirchengehen die Kirche für sein Leben lang verleidete, so waren es zwei Gründe. Erstens, er sang gerne und gerade die feierlich-starken Melodien der Kirchenlieder hatten es ihm angetan; während der Predigt, die er oft nicht verstand, freute er sich wieder auf den Gesang. Wenn er etwa einmal allein über Land mußte, so sang er auch die Choralmelodien, die ihm am besten gefielen, vor sich hin. Aber merkwürdig, sie befriedigten ihn nicht so ganz, wenn er sie allein sang; ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben vermochte, spürte er es doch schon, daß das gemeinsame Singen diesen Liedern, die eben Gemeindelieder sind, nicht Einzelgesänge, ihre eigentliche Kraft gibt. Das Zweite, was ihm, trotz des elterlichen Zwangs, den Kirchenbesuch doch nicht verleidete, war das mit den Jahren wachsende Verständnis. Er war ein nachdenklicher Bursche: es machte ihm Freude, wenn er etwas verstand, und als er dann in den Unterricht ging, fand er zwischen dem, was da behandelt wurde und dem, was der Pfarrer predigte, manche Beziehung. So kam es, daß er auch nach der Konfirmation, als der Zwang wegfiel, doch noch fleißig zur Kirche ging, weil er zum Pfarrer Vertrauen hatte und weil es ihm zur angenehmen, regelmäßigen Gewohnheit geworden war; auch weil ihn manches interessierte, was der Pfarrer sagte. Das blieb so, bis etwa zum 25. Jahr.

Von da ab ließ er mit einem Male nach. Warum? Nicht etwa weil ihn einige seiner Kameraden ausgelacht hatten. Er war ein zu selbständiger Mensch, als daß er darauf viel gegeben hätte; eher hätte es noch zu seinem Charakter gepaßt, diesem Gespött zum Trotz zur Kirche zu gehen. Es war etwas anderes; man könnte fast sagen, der Grund war der, daß er es mit seinem Protestantismus gewaltig ernst nahm. Das heißt, vom Konfirmationsunterricht her war ihm ein Gedanke besonders eindrücklich geblieben, nämlich der, daß nicht nur das Kirchengehen Gottesdienst sei, sondern ein gutes, pflichttreues, reines Leben. Der Gedanke hatte ihn gefreut, und wenn er pflügte und schöne, gerade Furchen zog, oder wenn er in Heuet oder Ernte so rechte, volle Arbeit leistete, oder im Wiederholungskurs durch seine Pflichttreue und doch stets fröhliche Art der ganzen Kompagnie stillschweigend ein Beispiel gab, oder wenn er in der Gemeinde trotz seiner Jugend für einen guten, neuen Gedanken tapfer eintrat, so erfüllte ihn eine eigentümliche Zufriedenheit bei dem Gedanken, mit all dem diene ich Gott, so gut wie der Pfarrer, so gut, wie wenn ich singe und bete und Predigt höre. Der protestantische Gedanke, daß unser Leben unser Gottesdienst sei, daß wir mit allem unsern Arbeiten vor Gott stehen, war sein Haupt- und Lieblingsgedanke. Und da nun in seinem 25. Jahr durch seines Vaters Tod das ganze Gewerbe und die ganze Verantwortlichkeit für die etwas kränkliche Mutter und seine z. T. noch jungen Geschwister auf ihn fiel, und er nun wirklich sehr viel zu tun hatte, so fand er, der Gottesdienst der rechten Arbeit dürfe genügen; es brauche des Kirchengehens nicht mehr; zudem brauche er den Sonntag in erster Linie zur körperlichen Ruhe, in strengen Zeiten auch zur Arbeit, es sei jedenfalls besser, er tue seine Pflicht recht, als daß er sie wegen des Kirchenbesuchs usw. versäume. Das wäre nun zwar keine große Gefahr gewesen, daß die eine Stunde am Sonntag Morgen ihn viel zurückgebracht hätte, aber etwas anderes gab ihm zu solchen Gedanken Anlaß. Er hatte nämlich einen Nachbarn, der sein Christentum etwas sehr zur Schau stellte; er ging Sontag für Sonntag in die Kirche, reiste sogar ab und zu in der Woche an ein Missionsfest, eine Evangelisationsversammlung in der benachbarten Stadt, er flocht auch gern irgend ein frommes Wörtlein in seine Reden und dabei war, trotzdem man ihm gar nichts Schlimmes vorwerfen konnte, doch keine rechte Ordnung in seinem Haus und Gewerb. Das ärgerte unsern jungen Mann, und was das Gespött der Kameraden nicht vermocht hatte, das konnte das Aergernis, das ihm dieser Christ gab, es verleidete ihm die Kirche. So blieb er zu Hause, wenn die Glocken läuteten. Nicht immer; an den Festtagen und am Bettag war er auch in der Kirche, aber sonst selten mehr. Er tat damit nichts besonderes; viele Männer seiner Gemeinde hielten es auch so. Jahrelang, jahrzehntelang hielten sie es ohne Kirche aus; warum sollte er es nicht auch? War es denn nicht genug, wenn er beim Abendmahl bezeugte, daß er auch noch zur christlichen Gemeinde gehören wolle, und sonst seine Wege ging; gute rechtschaffene Wege, auf denen er niemand zu scheuen brauchte?

Aber er hielt es nicht aus, gerade weil er nicht war wie alle. Gerade weil er ein nachdenklicher Mensch und selbständiger Charakter war, den nicht das Beispiel der andern, sondern eigenes Ueberlegen und Fühlen aus der Kirche getrieben hatte, gerade deshalb zog es ihn auch wieder zurück. Warum und wie? Er spürte anfangs nichts; es war ihm zuerst sogar wohl dabei, einmal außerhalb der Kirche zu stehen; das Behagen des Gottesdienstes der Arbeit erfüllte ihn in der ersten Zeit, da er diesen Gottesdienst dem der Kirche bewußt entgegensetzte, ganz besonders, und gegenüber seinem so außerordentlich kirchlichen, aber untüchtigen Nachbarn fühlte er sich trotz seiner Unkirchlichkeit doch als der bessere Christ. Das tat ihm wohl. Aber, wie es so geht, dieses erste Gefühl hielt nicht allzulange an. Die Arbeit brachte doch nicht nur Befriedigung, sondern bei ihm wie bei allen Menschen gelegentlich Mißerfolg. Es gab ein schlechtes Jahr, und wenn er es ohne Gefahr überstehen konnte, Sorgen machte es ihm doch. Er hatte oft Aerger mit einem Knecht und da er ein heißblütiger Mann war, ließ er sich oft vom Zorn hinreißen und ärgerte sich dann nachher über sich selber. Die Gedanken machten ihm oft zu schaffen; gerade weil er so tüchtig in seinem Beruf, so energisch in seiner Arbeit war, füllte diese Arbeit auch bald seine ganze Seele; die Arbeitsgedanken, Pläne für die Zukunft, Sorgen, Aerger, manchmal auch Freude und Stolz, aber immer und immer wieder seine Arbeit, sein Gewerb beschäftigte ihn Tag und Nacht, Sonntags und Werktags. Das war ja wohl Gottesdienst, wenn er das alles treu und ernstlich nahm, sagte er sich, — aber machte das ihn froh und glücklich? Zeitweilig wohl; aber dann hatte er auch wieder Stunden, wo er lieber einmal diese Gedanken los gewesen wäre; wo er sich vom Arbeitsjoch gern etwas erholt hätte. Er sah, daß viele andere diesem Erholungsbedürfnis nachkamen durch ihre Geselligkeit: ein im Wirtshaus zugebrachter Abend mit Unterhaltung und einem Kartenspiel gab ihnen das, was sie brauchten. Er versuchte es wie sie, aber es befriedigte ihn auch nicht ganz. Er hatte das Gefühl, diese Dinge seien ja wohl ganz recht, aber doch eigentlich weniger *wert*, als die Arbeit; er aber hätte doch gern manchmal etwas gehabt, was höher, schöner, befriedigender gewesen wäre: nicht herabsteigen wollte er von seiner Arbeit, sondern hinauf, etwas höher begehrte er. Er konnte selbst nicht recht klar werden, darüber was ihm fehlte. Schließlich empfand er einmal was es war. Er hörte am Sonntag die Glocken läuten und da er nicht sehr weit von der Kirche wohnte, konnte er auch Gesang und Orgelspiel vernehmen:

Wort aus Gottes Munde,
Wort vom Friedensbunde,
Evangelium,
Quelle wahrer Freuden,
Trost in allen Leiden,
Unser höchster Ruhm,

Gotteskraft
Die Glauben schafft,
Frohe Botschaft,
Uns zum Leben,
Von Gott selbst
gegeben.“

So sangen sie; er verstand nicht jedes Wort; aber da er die Melodie kannte, fielen ihm die Worte wieder ein; sie hatten das Lied seinerzeit für die Kinderlehre lernen müssen und er hatte lange nicht mehr daran gedacht. Aber jetzt fiel's ihm wieder ein und dazu ein Spruch, den sie auch gelernt hatten: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus Gottes Mund gehet“. Da ging ihm mit einem Mal ein Licht auf. Jetzt wußte er was ihm fehlte: große Gedanken, etwas für seine Seele. „Der Mensch lebt nicht von Brot allein“; die tägliche Arbeit, und wäre sie noch so gut und heilig, füllt doch das Leben nicht ganz aus; nicht nur der Leib braucht nach der Arbeit Erholung, auch der Geist verlangt mehr! Ja, warum empfand er's erst jetzt? Warum hatte er's drei vier Jahre ganz ohne das machen können? Ganz ohne das? Ja, war denn der Gedanke, daß seine Arbeit ein Gottesdienst sei, nicht auch etwas gewesen, das ihm die Kirche mitgegeben hatte! Ein Erbe, das er nun sozusagen aufgezehrt hatte. Sorgen und Aerger hatten den Gedanken vom Gottesdienst der Arbeit zugesetzt, er brauchte neue Kraft, neues Vertrauen, neue Charakterstählung. Wie hatten sie in der Kirche gesungen? „Gotteskraft, die Glauben schafft, Frohe Botschaft uns zum Leben von Gott selbst gegeben.“ Es faßte ihn fast wie eine Sehnsucht wieder einmal in die Kirche zu gehen; er mußte für sein Leben einen neuen, geistigen Kraftzuschuß haben; er spürte es, daß etwas in ihm zu verkümmern drohte.

Am nächsten Sonntag ging er wieder in die Kirche. Mit gespannter Erwartung nach so langer Zeit. Er hoffte viel zu empfangen. Tatsächlich der Gesang tat ihm wohl; es war doch etwas anderes, selbst seine Stimme hineinzumischen als zu Haus aus der Kirche es blos herübertönen zu hören. Aber die Predigt brachte ihm eine Enttäuschung. Sie war gar nichts für ihn; der Pfarrer sprach gerade über den Segen, der oft im Leiden, im Kranksein liegen kann. Einiges in der Predigt kam ihm, dem kerngesunden Mann, geradezu unrichtig vor und er ärgerte sich darüber. Wie die meisten Hörer, die etwas in einer Predigt geärgert hat, blieb er am nächsten Sonntag daheim; er hätte da zwar gerade einiges hören können, das ihm das Aergernis vom letzten Sonntag hätte heben können; aber er hörte es nun eben nicht. Am dritten Sonntag kam er wieder! Warum? Er hatte nach jener Leidenspredigt oft sich mit ihren Gedanken auseinandergesetzt; widersprechend, aber doch sich damit beschäftigend. Nun hatte ihm in der Woche etwas gefehlt; eben die Beschäftigung mit dem am Sonntag gehörten; er hatte wieder nur seine Arbeit gehabt. So hatte diesen Mann sein geistiges Bedürfnis wieder in die Kirche geführt. War er darum jetzt weniger protestantisch, als in der Zeit, da er Gott nur mit der Arbeit im Leben dienen sollte? Durchaus nicht; nur hatte er gelernt, daß der Mensch nicht allein von Brot und von der täglichen Arbeit lebt, sondern von jeglichem Wort, das aus Gottes Munde gehet. Er verwechselte freilich nicht den Pfarrer mit Gottes Mund; im selbständigen Auseinandersetzen mit dem, was er hörte, oft im Widerspruch damit, hatte sein Geist zu tun: er hatte neue Kraft erhalten.

(R. Schwarz, im Evangel. Kirchenbote für den Kt. Thurgau.)

Während der Abwesenheit des Redaktors sind alle Einsendungen, die den Inhalt des Blattes betreffen, an Pfarrer **Sutermeister** in **Feuerthalen** bei Schaffhausen zu adressieren.

Bestellungen und Abbestellungen, Mitteilungen betreffend Adresse und Zusendung sind ausschließlich an die **Expedition, Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann**, Falkenweg, **Bern**, zu senden.